

FRANKFURTER UNIVERSITÄTSREDEN

Heft 33



VITTORIO KLOSTERMANN · FRANKFURT AM MAIN

1965

Johann Wolfgang Goethe-Universität
Frankfurt am Main

1914

1964

ANSPRACHEN, EHRUNGEN
UND GLÜCKWÜNSCHE
BEI DER JUBILÄUMSFEIER



N VITTORIO KLOSTERMANN · FRANKFURT AM MAIN

1965

INHALT

Begrüßungsansprache des Rektors Prof. Dr. phil. Alfred Rammelmeyer	5
Begrüßungsansprache des Vertreters der Studentenschaft, stud. rer. pol. Peter Mürmann, Vorsitzender des Allg. Studentenausschusses	7
Grußworte der hessischen Landesregierung (Kultusminister Prof. Dr. Ernst Schütte)	11
des Magistrats der Stadt Frankfurt am Main (Bürgermeister Rudolf Menzer)	14
der Stifter der Universität (Casimir Johannes Prinz zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg)	17
Festrede des Rektors Prof. Dr. phil. Alfred Rammelmeyer „Fünfzig Jahre Universität Frankfurt am Main“	20
Literaturangaben	44
Anhang: Stifter	45
Urkunden: Ehrenbürger, Ehrenpromotionen	49
Grußadressen	69
Programm der Veranstaltungen	109

BEGRÜSSUNGSANSPRACHE
des Rektors Prof. Dr. phil. Alfred Rammelmeyer

Herr Landtagspräsident,
Herr Stadtverordnetenvorsteher,
meine Damen und Herren Abgeordneten,
Herr Minister,
Herr Bürgermeister,
Herr Präsident des Weltrats der Kirchen,
Ew. Exzellenz, hochwürdigster Herr Bischof,
Herr Landesrabbiner,
Exzellenzen, Magnifizenzen, Spectabilitäten,
meine Herren Präsidenten, Vizepräsidenten,
Vorsitzende, Direktoren,
meine Damen und Herren,
meine verehrten Kolleginnen und Kollegen,
liebe Kommilitoninnen und Kommilitonen!

Ich begrüße Sie beim Festakt aus Anlaß des fünfzigjährigen Bestehens der Johann Wolfgang Goethe-Universität. Ich danke Ihnen allen für die Ehre, die Sie uns mit Ihrem Erscheinen erwiesen haben. Wir haben beschlossen, diese Feier in einem verhältnismäßig kleinen Kreise zu begehen. Dennoch fühle ich mich außerstande, alle persönlich zu grüßen, die ich grüßen möchte. Sehen Sie es mir bitte nach, wenn ich dazu nicht in der Lage bin.

Unsere Feier ist gewissermaßen die Zusammenkunft eines großen Familienverbandes; daher kommen hier auch alt und jung zusammen.

Wir haben die Freude, noch einen unserer Stifter begrüßen zu dürfen, Herrn Dr. Dr. h. c. *Lotichius*. Wir begrüßen die Nachkommen unserer Stifter, die aus der ganzen Welt zusammengekommen sind, um mit uns diesen Tag zu begehen. Wir grüßen den ältesten Frankfurter Professor, nicht nur der Johann Wolfgang Goethe-Universität, sondern auch ihrer Vorgängerin, der Akademie für Sozial- und Handels-

wissenschaften, *Albert Calmes*. Wir begrüßen den erstimmatrikulierten Studenten der Universität, Herrn Dr. *Roediger*. Wir grüßen den Sohn des ersten Rektors, Prof. Dr. *Wachsmuth*.

Es ist mir eine besondere Freude und Befriedigung, den letzten jüdischen Seelsorger der Studenten unserer Universität, Herrn Dr. *Salzberger*, der aus London mit seiner Frau Gemahlin zu uns gekommen ist, hier zu begrüßen.

Ich grüße auch den Sohn von Professor *Oppenheimer*, der aus Israel hierher gekommen ist. Ich grüße den ersten Oberbürgermeister der Nachkriegszeit, Herrn Dr. *Blaum*, die Nachkriegsrektoren, die nicht mehr in Frankfurt wohnen, die Herren Professoren *Hohmann* und *Hallstein*, den Präsidenten der Kommission der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft. Mit besonderer Genugtuung begrüße ich die Vertreter der Österreichischen und der deutschsprachigen Schweizer Universitäten und die Delegationen von Lyon und Straßburg mit ihren Rektoren *Pierre Louis* und *Joseph François Angelloz* sowie den Rektor der Sorbonne *Jean Roche*, unseren Ehrendoktor. Zuletzt — ich möchte sagen last not least — begrüße ich die Damen und Herren der Presse, des Rundfunks und des Fernsehens. Der Umgang mit ihnen ist uns in der letzten Zeit beinahe zu einer lieben Gewohnheit geworden.

Da bejahrte Damen und Herren unter uns sind, wollen wir den Gang dieser Feierstunde nicht über Gebühr verzögern. Ich hoffe, Sie werden Verständnis für diese unsere Absicht haben. Ich danke Ihnen.

FESTREDE
des Rektors Prof. Dr. phil. Alfred Rammelmeyer
„Fünfzig Jahre Universität Frankfurt am Main“.

Hochansehnliche Festversammlung!

Fünfzig Jahre Universität Frankfurt!

Fünfzig Jahre sind im Leben einer europäischen Universität im allgemeinen keine besonders große Zeitspanne. Üblicherweise sind Universitäten gewöhnt, die Dauer ihres Lebens nicht nach Jahren und Jahrzehnten, sondern nach Jahrhunderten zu messen. Ihre geistigen Traditionen reichen weit zurück — häufig genug ins Mittelalter oder doch bis an die Schwelle der Neuzeit.

So sind — einige Beispiele aus dem Kreise der hier versammelten Hochschulen seien mir gestattet — die hessischen Universitäten Marburg und Gießen (die eine 1527, die andere 1607 ins Leben gerufen) Gründungen der Reformationszeit und der Epoche der lutherischen Orthodoxie.

Die heute älteste deutsche Universität, Heidelberg, ist 1386 aus den Streitigkeiten des großen abendländischen Schismas erwachsen. Im Südosten des Reiches war schon 1365 die Universität Wien begründet worden, die älteste Universität im deutschsprachigen Raum: Sie feiert im kommenden Jahr ihr 600jähriges Bestehen.

Für beide aber — für Heidelberg wie für Wien — war hinsichtlich der Organisation ursprünglich das Vorbild der Universität Paris bestimmend, die 1208 und 1222 in päpstlichen Urkunden erwähnt wird und damit eine der ältesten Universitäten in Europa überhaupt ist.

Wie gering erscheinen neben diesen Jahrhunderten unsere fünfzig Jahre! Was berechtigt uns überhaupt, dieses erreichte halbe Jahrhundert feierlich zu vermerken? Gewiß nicht unsere Leistungen. Wohl aber der besondere Charakter dieser Hochschule, der ihr mit der Geburt eingestiftet ist. Im Unterschied zu den meisten deutschen Universitäten ist nämlich die Universität Frankfurt nicht die Gründung eines Souveräns, sondern das ganz persönliche Werk einer Reihe von *Bürgern* dieser

Stadt, von Mäzenen, deren viele der eigenartigen Schicht des reichen und gebildeten deutschen Judentums angehörten, das von Hitler und seinen Schergen zum Schaden unseres kulturellen Lebens für immer ausgerottet worden ist.

Erinnerung und Danksagung ist darum, so möchten wir meinen, der Sinn dieser Feier. Wir wollen unserer Stifter gedenken und ihnen danken. Als ihren Vertreter grüßen wir Herrn Dr. Dr. h. c. *Lotichius*; die anderen erreicht unsere Stimme freilich nicht mehr. Aber wir haben, soweit die zusammengetragenen Unterlagen es uns gestatteten, die Stifter-Nachkommen eingeladen. Wir freuen uns, daß ein großer Teil von ihnen unserer Einladung gefolgt ist. Wir wollen danken, solange die Verbindung zur Vergangenheit noch lebendig ist, solange noch Persönlichkeiten leben, die die Anfänge der Universität miterlebt haben — als Stifter, als Professoren, als Studenten oder auch — aus größerem Abstand vielleicht — als Bürger unserer Stadt. Diese 50 Jahre Universität — sie sind doch zugleich auch 50 Lebensjahre einer Generation, die an der Universität noch arbeitet. Es sind Jahre, die erfüllt sind vom vergehenden Glanz und versinkender Pracht des Kaiserreiches, von den Verlusten und dem Verlust des ersten Weltkrieges, dem Versuch einer ersten deutschen Republik im Staat von Weimar, von der Schande der nationalsozialistischen Herrschaft, dem Untergang des Reiches im selbstverschuldeten zweiten Weltkrieg und dem zunächst mühsamen, dann so erfolgreichen wirtschaftlichen Aufstieg — und geistigem Provinzialismus nach verlorener Einheit und nach Verlust der kräftespendenden ungeteilten Hauptstadt Berlin. Zwar haben alle deutschen Universitäten diese Jahre erlebt, aber bei der Frankfurter machen sie die *ganze* Geschichte aus. Und die Katastrophen dieser unserer jüngsten Geschichte — 1918, 1933, 1945 — drohten jedesmal auch das Ende ihres Lebens zu werden.

So rückt also in meinen Darlegungen, die verhältnismäßig kurz sein müssen, das Werk der Stifter in den Vordergrund, die Bemühungen der Bürger um die Institution, während die Würdigung der wissenschaftlichen Leistung hier zurücktreten muß. Wir haben einen Ausgleich zu schaffen versucht durch diesen Festakt einrahmende Gedenkfeiern zu Ehren zweier großer Lehrer unserer Universität — *Ernst Kantorowicz* und *Franz Oppenheimer* und durch Vorträge der Pro-

fessoren *Rajewsky*, *Egle* und *Siegel* zur Geschichte einzelner Fächer unserer Universität.¹⁾

Der Akademische Senat hat mir als derzeitigem Rektor diese Festrede aufgetragen. Ich selbst hätte — und das ist wirklich keine rhetorische Demutsformel — so manchen Kollegen vorgezogen: Manchen alten Frankfurter, der aus der Fülle der Erinnerung uns ein lebendiges Bild hätte entwerfen können — oder den Historiker, der aus genauester Kenntnis der Quellen eine vielleicht distanziertere, dafür aber ausgewogene, in den Gesamtzusammenhang deutscher Universitätsgeschichte eingeordnete Darstellung gegeben hätte.

Von Historikern hätte ich für diese Aufgabe keinen Geeigneteren nennen können als *Paul Kluge*. Im Auftrage des Akademischen Senats beschäftigt er sich seit längerem mit der Geschichte unserer Universität und hat seine Darstellung in einem umfangreichen Manuskript, das er mir freundlicherweise zur Verfügung stellte, bis zum Anfang der zwanziger Jahre geführt. Seinem Manuskript und den Gesprächen mit ihm verdanke ich außerordentlich viel an Belehrung und Wissen.

An Professoren, die seit vielen Jahren innig mit der Frankfurter Universität verbunden sind, fehlt es nicht. Eine der bemerkenswertesten Persönlichkeiten dieser Gruppe, verdient um unsere Universität, ist der Ehrenbürger unserer Stadt, Prof. Dr. *Max Horkheimer*. Wie oft hat er mir mit einem fast Voltaireschen Sinn fürs Anekdotische mit wenigen Strichen lebensvolle Episoden aus dem Leben unserer Universität gezeichnet. Die liebevolle Schilderung, die er von seinem Lehrer *Hans Cornelius* gab, vergesse ich ebensowenig wie seine Vermittlung der geistigen Atmosphäre der Universität in den 20er Jahren! Horkheimer hat hier studiert, wurde hier promoviert, habilitierte sich hier, wurde hier Professor, ging in die Emigration, kehrte 1949 zurück und war zwei Jahre lang Rektor. Nun ist er emeritiert und im Moment aus Gesundheitsrücksichten fern von uns.

Versuchen wir denn, so gut es geht, dem Auftrage des Akademischen Senats nachzukommen!

¹⁾ Das Programm der Veranstaltungen zur 50-Jahrfeier findet sich auf Seite 111—123.

II.

Pläne zur Gründung einer Hochschule haben in Frankfurt — trotz seinem jahrhundertealten schlechten Leumund, es sei nur an Geld interessiert — seit alters bestanden. *Rudolf Jung* hat über sie in seinem Buch „Frankfurter Hochschulpläne“ 1384—1868 (Leipzig 1915) gehandelt, und *Adalbert Erler* wird in seinem Vortrag über „Universitätsgründungen in alter und neuer Zeit“ sie zweifellos erwähnen, so daß auf sie nicht weiter einzugehen ist.

Gesagt muß aber werden, daß die Frankfurter Universität nicht auf einmal aus einem völlig unvorbereiteten Boden erwuchs. Frankfurt hatte vielmehr eine ganze Reihe — meist naturwissenschaftlicher — Institutionen, z. T. mit eigener und bedeutender Tradition, die — vielleicht gerade weil die regierenden Kreise der Stadt (wie es später formuliert wurde) tatsächlich lange Zeit die Auffassung vertraten, Frankfurt sei „eine reine Handelsstadt, deren Flor nur im Emporkommen des Handels sich gründen kann und wissenschaftliche gelehrte Bildung anderen Städten überlassen muß“ — sämtlich dem Gemeinsinn einzelner Bürger zu verdanken sind.

Die bedeutendste und älteste solcher Stiftungen ist die Senckenbergische. Wir konnten im vorigen Jahr ihr 200jähriges Bestehen feiern. Der Arzt Dr. *Johann Christian Senckenberg* (1707—1772) stiftete zur Hebung der darniederliegenden Heilkunde seiner Vaterstadt 1763 den Kern einer ganzen Medizinischen Fakultät, nämlich ein „Medizinisches Institut mit Bibliothek, Naturaliensammlungen, einen Botanischen Garten, ein Chemisches Laboratorium und ein Anatomisches Theater“. Folgerichtig tragen noch heute die Naturwissenschaftliche Bibliothek, das Anatomische und Pathologische Institut und auch das vor 25 Jahren gegründete Institut für Geschichte der Medizin seinen Namen.

Karl von Dalberg hatte 1812 die Errichtung einer Medizinisch-Chirurgischen Schule als Teil der gleichzeitig begründeten Großherzoglich Frankfurtschen Landesuniversität auf der Grundlage der Senckenbergischen Stiftungen verfügt, doch blieb dies Ereignis Episode.

Goethes Mahnung von 1816 an seine ehemaligen Landsleute, sie möchten die bedeutenden wissenschaftlichen Anstalten nicht vernach-

lässigen, hatte wohl keinen unmittelbaren Erfolg, führte aber ein Jahr später zur Bildung der „Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft“, von der sich 1824 der „Physikalische Verein“ zur Pflege von Physik, Chemie und Meteorologie abspaltete. Im Jahre 1816 war bereits eine „Polytechnische Gesellschaft“ mit mehreren Untervereinen entstanden.

Über den Bereich der Naturwissenschaften hinaus griff zum ersten Mal der Plan *Otto Voglers* zur Gründung eines Freien Deutschen Hochstifts, das nach der ursprünglichen Vorstellung Voglers eine *freie* Hochschule darstellen und alle Wissenschaften und Künste und allgemeinen Bildungseinrichtungen umfassen sollte.

Es ist letzten Endes eine Vereinigung zur Pflege deutscher Kunst, Wissenschaft und allgemeiner Bildung geworden, aber der Gedanke einer *freien*, d. h. von *staatlichen* Bindungen absolut freien Hochschule verschwand seitdem nicht mehr aus Frankfurt.

Es lag verhältnismäßig nahe, durch die Errichtung einer Hochschule in Frankfurt nach 1866 das ersetzen zu wollen, was der Stadt durch Verlust der Selbständigkeit und die Eingliederung in Preußen mit all den Folgen einer Zentralisierung verloren gegangen war. *Karl Jügel*, dessen Relief die Vorhalle zur Aula in dem von seinem der Universität gestifteten Vermögen errichteten Gebäude schmückt, meinte, durch eine in Frankfurt zu errichtende Universität „das stramme Preußentum, was uns durch Militär und Bürokratie in Aussicht steht, um vieles mildern zu können“. Und in Preußen dachte der Zivilgouverneur von Hessen, Nassau und Frankfurt, die Marburger Universität hierher zu verlegen — aber die Frankfurter wollten keine preussische Staatseinrichtung. Demokratische und freigesinnte Kreise hielten an der Vorstellung einer freien Hochschule fest — und diese Forderung übernahm zu Anfang unseres Jahrhunderts die Frankfurter Sozialdemokratie.

Den so naheliegenden weiterführenden Gedanken hatte schließlich 1892 in seiner Denkschrift „Frankfurts Gegenwart und nächste Zukunft“ der Stadtverordnete und Schriftsteller *Otto Kannegießer*. Er schlug die Zusammenfassung aller von den Bürgern geschaffenen wissenschaftlichen Institutionen in einer Hochschule vor, die eine Universität und zugleich ein Polytechnikum sein und den Studenten eine bes-

sere Vorbildung fürs Leben, mehr Kenntnisse und praktisches Können vermitteln sollte. Der Frankfurter Zug zum Praktischen ist an dieser Konzeption unverkennbar.

Kannegießers Schrift blieb fast unbeachtet, aber unter den wenigen Lesern war doch der richtige Mann, der 1891 von Altona nach Frankfurt gerufene neue Oberbürgermeister Dr. *Franz Adickes* (1846—1915). Dieser Friese war nach allen Zeugnissen, die wir über ihn besitzen, ein vorzüglicher Jurist, dessen Kenntnisse ein *Friedrich Althoff*, selbst Jurist, mit einem Lehrstuhl honorieren wollte, ein glänzender Verwaltungsfachmann, dem man 1907/1908 den Eintritt in die Reichsregierung anbot, und ein Verhandlungspartner von größter Überzeugungskraft und hohem persönlichen Charme.

1899 war es ihm mit Althoffs Hilfe gelungen, das Ehrlichsche Institut für Serumforschung als „Königliches Institut für experimentelle Therapie“ nach Frankfurt zu verlegen. Staat, Stadt und Stifter (die Bankiersfamilie *Speyer*, der die Universität unendlich viel verdankt) wirkten bei der finanziellen Sicherung des Instituts mit — geradezu ein Paradigma für die spätere Universität!

Als 1897 die Handelskammer „akademische Kurse für junge Kaufleute“ als Vorbereitung einer akademischen Ausbildung von Kaufleuten einrichtete, bot sich Adickes der Ansatz für eine Weiterentwicklung zu einer Hochschule.

Er traf sich in seinen Zielen mit dem Großindustriellen *Wilhelm Merton* (1848—1916). Dieser war eine ähnlich ungewöhnliche Erscheinung wie der Oberbürgermeister. Von Geburt englischer Staatsbürger jüdischer Abkunft, war er Deutscher und Christ geworden, ein weltläufiger Großkaufmann, der sein großes in der „Metallgesellschaft AG“ erworbenes Vermögen als Verpflichtung gegenüber den Armen empfand und zu einem beträchtlichen Teil zur Förderung sozialer Zwecke verwandte. Sein 1891 gegründetes „Institut für Gemeinwohl“ war ursprünglich ein privates Hilfsbüro, das sich später in ein Institut zur Erforschung der Ursachen sozialer Mißstände und der Möglichkeiten ihrer Verhütung entwickelte. Um das Institut für Gemeinwohl gruppierten sich die „Gesellschaft für Wohlfahrtseinrichtungen“, die „Centrale für private Fürsorge“, das „Soziale Museum“, das „Institut

für Gewerbehygiene“ und die „Blätter für soziale Praxis“. Diesem vortrefflichen Manne, der wirtschaftlich und sozial geschulte Mitarbeiter benötigte, schlug Adickes die Gründung einer „Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften“ vor, die „drei verschiedene Ziele zu vereinigen suchen“ sollte: die Handelshochschule, eine *wirtschaftliche* Fortbildungsschule für Industrielle, höhere technische Beamte, höhere Staats- und Kommunalbeamte und eine *sozialpolitische* Fortbildungsanstalt für die gleichen Kreise“.

Bereits im Herbst 1901 konnte die neue Akademie mit staatlicher Genehmigung ihre Tätigkeit aufnehmen. Finanziert wurde sie zu gleichen Teilen von der Stadt und von Mertons „Institut für Gemeinwohl“. *Staatliche* Zuschüsse erhielt sie *nicht*. Beispielhaft für die spätere Universität wurden ihre Verwaltungsorgane: der „Große Rat“ und der „Verwaltungsausschuß“ — dem bei der Universität das „Kuratorium“ entspricht. Der Lehrkörper erhielt eine universitätsähnliche Verfassung und neben dem Promotionsrecht auch bald das Recht zur Habilitation. In den Handels- und Wirtschaftswissenschaften nahm die Akademie bald eine sehr günstige Entwicklung, aber die Merton interessierenden Fragen traten zunächst zurück. Ab 1905 konnten schließlich mit steigendem Erfolg Fortbildungskurse für Verwaltungsbeamte, zu denen Teilnehmer aus dem ganzen Reich kamen, durchgeführt werden.

Die Akademie war so konzipiert, daß sie über sich selbst hinauswies. Sie hatte von Anfang an z. B. sprachliche Lehrstühle. Bereits der erste Rektor, der bekannte Romanist *Heinrich Morf*, betrieb schon die Trennung einer sprachlichen Abteilung von den Handelswissenschaften. Ungewöhnlich großzügige Spenden und Stiftungen, die teils für Zwecke der Akademie, teils bereits für Lehrstühle im Rahmen einer Philosophischen Fakultät, teils für Juristen, teils für Naturwissenschaften bestimmt waren, ermöglichten die Errichtung von Lehrstühlen für Geschichte, Germanistik und Philosophie, auf die *Küntzel*, *Panzer* und *Marbe* berufen wurden. Die Carl-Christian-Jügel'sche Stiftung von 2 Millionen erlaubte den Ankauf eines Grundstücks und den Bau eines weitläufigen Gebäudes, des heutigen Universitäts-Hauptgebäudes, des sogenannten „Jügelhauses“, in dem die Zusammenführung

aller in Frankfurt bisher vorhandenen wissenschaftlichen Einrichtungen möglich schien¹⁾).

Als nach dem Tode von Frau *Franziska Speyer* weitere zwei Millionen dem Oberbürgermeister zur Verfügung gestellt wurden, beschloß er, sie für eine juristische und eine philosophische Fakultät zu verwenden.

Die damit zu errichtende Universität sollte nur *private* Stiftungsmittel in Anspruch nehmen. Dadurch sollte der Einfluß des Staates möglichst ausgeschaltet werden.

Gewiß wirkten in diesem Plan alte Frankfurter Vorstellungen einer „freien“ Universität nach, und sie mochten einem Teil des Bürgertums die Zustimmung zu einer Universität erleichtern, aber unverkennbar ist bei allem doch das Vorbild *amerikanischer* Universitäten. Der Oberbürgermeister verweist nachdrücklich auf sie in seiner großen Denkschrift vom Februar 1911. Er wußte, daß der Hinweis in Berlin mit Verständnis aufgenommen werden würde. Der Bericht, den der Göttinger Mathematiker *Felix Klein* dem damaligen Leiter der preußischen Hochschulabteilung, *Friedrich Althoff*, nach der Rückkehr von der Chicagoer Weltausstellung 1893 von den riesigen Spenden gab, die Industrielle wie Carnegie oder Stanford für die Universitäten zur Verfügung stellten, hatten auf Althoff tiefen Eindruck gemacht. Er verstand, daß für Forschungsaufgaben der Zukunft die staatlichen Mittel allein nicht mehr ausreichen würden und nahm sich vor, „dem Vorbild Carnegies in Deutschland Nachfolger zu erwecken“. Auch nach seinem Ausscheiden aus dem Amt 1907 wirkten seine Überzeugungen weiter: *Adolf von Harnack* schrieb in seiner Denkschrift vom 21. November 1909, die für die Entstehung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft (der heutigen Max-Planck-Gesellschaft) im Jahre 1911 als einer „Vereinigung von Mäzenaten“ unter dem Protektorat des Kaisers entscheidend wurde: „Die Wissenschaft ist an einem Punkte angelangt, an welchem der Staat allein für ihre Bedürfnisse nicht mehr aufzukommen vermag. Eine Kooperation des Staates und privater kapitalkräftiger Bürger ist ins Auge zu fassen; in ihr allein ist die Zukunft

¹⁾ Ein Verzeichnis der Stifter der Frankfurter Hochschulen ist im Anhang (S. 45—48) abgedruckt. Es ist dem Buch von *Richard Wachsmuth*, Die Gründung der Universität Frankfurt, Frankfurt a. M. 1929, S. 109—111, entnommen.

der wissenschaftlichen Forschung nach der materiellen Seite hin sicher verbürgt“.

Eine Frankfurter Stiftungsuniversität konnte nur mit sehr großen Geldmitteln geschaffen werden. Diese Geldmittel befanden sich aber zu einem großen Teil in der Hand von jüdischen Mitbürgern. Adickes' großer Plan war demnach nur bei einer ganz außerordentlichen Spendenfreudigkeit des Frankfurter Judentums zu verwirklichen. Mit der Einverleibung Frankfurts in den preußischen Staat, die sonst hier als ein Unglück empfunden wurde, hatte dieses Judentum zwar endlich eine Sicherung seiner bürgerlichen Gleichstellung in einem Rechtsstaat gewonnen; aber selbst in Preußen waren ungetauften Juden die Laufbahnen des Offiziers, des höheren Verwaltungsbeamten und des ordentlichen Professors zumindest sehr erschwert. Es war *Franz Oppenheimer*, der formulierte, daß ein *Paul Ehrlich* in Berlin als Jude zwar Exzellenz, aber nicht Ordinarius hatte werden können²⁾.

Sollte also die Stiftung einer Universität mit jüdischen Kapitalien erreicht werden, so war einmal auf die zwingende Bestimmung in der Satzung zu achten, daß Berufungen auf Lehrstühle unbedingt ohne Ansehen der Religionszugehörigkeit zu erfolgen haben, zum anderen war den Stiftern bzw. den Stiftungen ein gewisser Einfluß auf die Vorschlagslisten zur Besetzung der Lehrstühle einzuräumen. Gerade durch diesen Hinweis hatte Adickes Merton für seinen Plan gewonnen und arbeitete darum in seiner schon erwähnten Denkschrift, die sowohl in Berlin bei Verhandlungen im Abgeordnetenhaus wie in der Frankfurter Stadtverordnetenversammlung verwendet werden sollte, die *besonderen Rechte* einer Stiftungsuniversität stark heraus.

So wie der Stadt ein Mitspracherecht bei Berufung von Professoren, die zugleich Direktoren städtischer Kliniken waren, eingeräumt war, so bemühte sich Adickes auch für die privaten Besitzer von wissenschaftlichen Instituten, an denen Frankfurt reich war, z. B. für das Neurologische Institut von Dr. *Edinger*, ein Mitspracherecht zu erlangen.

In vertrauensvoll geführten Verhandlungen in Berlin sind im Jahre 1911 beiderseits zufriedenstellende Kompromisse erreicht worden. Das

²⁾ *Franz Oppenheimer*, Erlebtes, Erstrebtes, Erreichtes. Lebenserinnerungen, hrsg. von *L. Y. Oppenheimer*, Düsseldorf 1964, S. 87

Ministerium hielt an den bei Berufungen üblichen Dreivorschlägen unbedingt fest und suchte auch die Unabhängigkeit der Fakultäten von den Wünschen der Geldgeber zu wahren; andererseits achtete es auch die berechtigten Erwartungen der Stifter und stimmte zu, daß die Vorschläge bei einem Kuratorium eingingen, in das die Stifter ihre Beauftragten entsandten oder in dem sie selbst vertreten waren. Dieses Kuratorium erhielt die Befugnis, „etwaige Bedenken, die von seinem Standpunkt aus zu erheben sind, in dem Begleitberichte zur Geltung zu bringen und auf Wunsch auch abweichende Minderheitsäußerungen beizufügen“. Das Mitspracherecht der Eigentümer von Forschungsinstituten — z. B. der Georg und Franziska Speyerschen Studienstiftung, der Carl Christian Jügel-Stiftung, der Dr. Senckenbergischen Stiftung, des Theodor Sternschen Medizinischen Instituts, des Physikalischen Vereins, der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft, der Stiftung Carolinum und des Neurologischen Instituts — wurde gewährleistet; die Wünsche der jüdischen Stifter durch die ausdrückliche Formulierung erfüllt, daß „bei der Besetzung der Lehrstühle und der Stellen an den Forschungsinstituten die religiöse oder konfessionelle Stellung in keinem Falle einen Ausschließungsgrund bilden werde“. Freilich war auch das grundsätzliche Aufsichtsrecht des Staates klargestellt — und damit, daß in Deutschland eine völlig „freie“ Universität undenkbar war.

In *Frankfurt* traf der Gedanke einer solchen Universität auf viel Widerstand.

Die fortschrittliche Volkspartei war im Stadtparlament in dieser Frage gespalten. Man fragte sich, ob man wirklich wegen einer Universität „die Schöpfungen Altfrankfurter gemeinnützigen Bürgersinns auch noch an Preußen auszuliefern habe?“

Auch alteingesessene Frankfurter jüdische Kreise — wie z. B. die Rothschilds — scheinen aus solchen Beweggründen (aber auch aus Abneigung gegen die „neuen Leute“ wie Merton und Adickes) zunächst gegen die Universität gewesen zu sein.

Die Sozialdemokraten, mit 19 Abgeordneten bereits die zweitstärkste Partei bei insgesamt 71 Abgeordneten, konnten damals in der von den Reichen gegründeten Universität nur eine Einrichtung des

Klassenstaates sehen und stimmten darum 1911 *gegen* die Gründung der Universität. Dr. *Hugo Sinzheimer*, später von 1920—1933 als Professor für Arbeitsrecht eine Zierde unserer Universität, sprach damals von einer „Studentenuniversität mit preußischem Lehrplan“. Den Sozialdemokraten schwebte eine „freie Forschungsanstalt“ vor. In der Presse ironisierte die kleinbürgerliche „Sonne“ den Frankfurter „Universitätsrausch“ und sah keine Notwendigkeit für Frankfurt, dem Reich „einige Hundert Jünglinge mit zerhackten Gesichtern zu liefern“.

Sehr ernst zu nehmen war der Widerstand in *Preußen*. Im Herrenhaus, dem ja auch die Universitäten angehörten, ging er in der Hauptsache von den bestehenden Universitäten, besonders von Marburg, aus; im preußischen Abgeordnetenhaus reichte er von den Konservativen bis zum Zentrum. Die Kreuzzeitung redete vom jüdisch-demokratischen Geist. Der den Frankfurter Plänen sehr wohlgesinnte Kultusminister *von Trott zu Solz* wie auch *Adickes* erkannten sogleich, daß eine Gründung der Universität durch Gesetz — also über das Parlament — nie zu erreichen sein würde. So ist denn diese Universität mit dem neuartigen Mitspracherecht der Stifter, mit der ausdrücklichen Festlegung konfessioneller Gleichberechtigung, die dem deutschen Judentum den Weg zu den Lehrstühlen öffnen sollte und tatsächlich auch geöffnet hat, nicht vom Parlament, sondern durch Erlaß vom Monarchen und seiner Regierung errichtet worden.

Bis zum glücklichen Ausgang gab es noch viele Schwierigkeiten. Noch einmal mußten Millionen aufgebracht werden, damit die Universität sich völlig aus eigenen Mitteln erhalten konnte — und diesmal beteiligten sich auch die Rothschilds —, aber am 10. Juni 1914 erging endlich der Erlaß Kaiser Wilhelms II., mit dem er als König von Preußen die Universität Frankfurt am Main in Gnaden errichtete.

Die königliche Universität in Frankfurt am Main — den Namen Goethes hat sie erst 1932, an seinem 100. Todestag, angenommen — wollte nach der Konzeption von *Adickes* ihrem *Wesen* nach nicht etwas absolut Neues sein. Auch sie verstand sich — wie alle Universitäten Deutschlands, mochten sie noch so alt sein, im Grunde als eine Universität Humboldtscher Idee, und die unvergeßliche Friedrich-Wilhelms-

Universität Berlin ist auch ihr Urbild. Kräftig hat Adickes in seinen Denkschriften die Verbindung von Forschung und Lehre als typisch für die deutsche Universität und als vom Ausland bereits größtenteils übernommen betont und sowohl eine *reine* Fortbildungsuniversität als auch eine *reine* Forschungsuniversität abgelehnt. Die Gleichartigkeit der deutschen Universitäten unterstrich er noch, als er die Notwendigkeit der Gründung einer Universität in der Großstadt Frankfurt mit der Überfüllung der Großstadt-Universitäten Berlin, Leipzig und München begründete.

Heute sehen wir aber aus unserem zeitlichen Abstand das Neuartige an der Frankfurter Gründung doch deutlicher. Es liegt in ihrer Organisation und in ihrer Struktur. Von der Akademie für Handels- und Sozialwissenschaften ist ihr der „Große Rat“ und das „Kuratorium“ (dort hieß es „Verwaltungsausschuß“) unter dem Vorsitz des Oberbürgermeisters und mit der Mitgliedschaft eines Staatskommissars unter Beteiligung der akademischen Seite wie der Bürgerschaft überkommen. Wir meinen heute mehr denn je: eine *gute* Erbschaft, die es zu pflegen gilt!

Ungewohnt war auch ihre Fakultäteneinteilung: von den klassischen vier Fakultäten hatte sie nur drei — die juristische, medizinische und philosophische. Aber sie ist die erste Universität in Preußen, in der die philosophische Fakultät nicht auch die Naturwissenschaften umfaßte. Die Naturwissenschaften bildeten in Frankfurt vielmehr eine eigene Fakultät von Anfang an. Wie sehr Frankfurt damit dem übrigen Stande voraus war — die Zweckmäßigkeit der Regelung für die *damalige* Zeit bleibe einmal ganz außer Betracht — zeigt die Tatsache, daß die Universität Marburg erst im vorigen Semester sich zur Trennung der Philosophischen Fakultät entschlossen hat. (Ich will gern gestehen, daß ich, solange ich in Marburg war, um der Geisteswissenschaften willen stets *gegen* die Trennung in zwei Fakultäten gewesen bin.)

Neuartig war auch die Einrichtung einer Wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fakultät als der fünften. Sie ist — vorzüglich ausgebaut — die Nachfolgerin der „Akademie für Handels- und Sozialwissenschaften“, heute die stärkste Fakultät und (vielleicht darf man es heute einmal sagen) der Stolz unserer Universität.

Sehr zeitgebunden erweist sich die Adickessche Schöpfung im Negativen: im Fehlen einer Theologischen Fakultät. Damals argumentierte man von der geringen Zahl der möglichen Theologiestudenten her. Heute kann man nur von der *universitas litterarum* her argumentieren — und da ist der Mangel evident. Vielen Lehrstühlen der Philosophischen Fakultät fehlt so ihre Ergänzung. Es fehlt ihnen der Partner und manchen auch der Gegner. Daß ein Bedarf an Theologie besteht, zeigen die heute in der Philosophischen Fakultät bestehenden theologischen Lehrstühle mit Lehraufträgen für weitere theologische Fächer. Sie sind aber natürlich kein Ersatz für eine eigene Fakultät. *Eine* würde m. E. übrigens genügen: sie könnte heute — und dieser Gedanke ist in der Geschichte der Universität schon aufgetaucht — alle drei christlichen Konfessionen (die evangelische, katholische und griechisch-orthodoxe) umfassen.

Eingestiftet blieb auch der Universität ein gewisser praktischer Zug, ein Zusammenhang mit dem Berufsleben, der hier stärker zu spüren ist als anderswo. Adickes wollte zwar keine Fortbildungsuniversität mit Fortbildungskursen für verschiedene Berufe, aber er sah die Notwendigkeit solcher Kurse, wie sie etwa Merton wünschte, ein. Er wollte auch keine reine Forschungsuniversität, aber er hat selbst das Ehrlichsche Forschungsinstitut nach Frankfurt geholt und es später in Zusammenhang mit der Universität gebracht. Ein Kranz von Forschungsinstituten, die mit der Universität in verschiedener Weise verbunden sind, kennzeichnet nach wie vor die Frankfurter Universität. Dem Einsichtigen ist klar, daß im Zeitalter der Hochschulreform gerade von der Frankfurter Struktur her sich bestimmte Wege geradezu aufdrängen.

Die Frankfurter Universität hat am 18. Oktober 1914, im Kriege, ohne große Feierlichkeiten und ohne die vorgesehene Beteiligung des Kaisers ihre Tätigkeit aufgenommen. Sein besonderes Wohlwollen zeigte die dem Rektor verliehene Amtskette und die noch im Hauptquartier vollzogene Ernennung von 50 Professoren. Einige von ihnen seien genannt: die Juristen *Paul Koschaker* und *Friedrich Giese*, die Mediziner *Ludwig Rehn*, *Paul Ehrlich*, *Ludwig Edinger*, *Karl Herx-*

heimer, Julius Strasburger, Bernhard Fischer-Wasels, Karl Ludloff, Gustav Embden, von der Philosophischen Fakultät Hans Cornelius, Friedrich Panzer, Georg Küntzel, Rudolf Kautzsch, Georg Swarzenski, Walter F. Otto, Erich Foerster, Eduard Hermann; von der Naturwissenschaftlichen Fakultät der erste Rektor der Universität Richard Wachsmuth, Otto zur Strassen, Max von Laue, Ernst Hellinger, Otto Stern, Artur Moritz Schoenflies; von der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät Andreas Voigt, Fritz Schmidt, Ludwig Pohle, Albert Calmes. Von den damaligen Dozenten — später namhaften Professoren — mögen genannt sein: Hermann August Korff und Wolfgang Köhler.

Auch in den folgenden Jahren (bis 1933) gelang es, bedeutende Lehrer an die junge Universität zu ziehen. Ich nenne nur: Hans Lewald, Franz Beyerle, Hans Otto de Boor, Eberhard Bruck, Hermann Heller; Albrecht Bethe, Wilhelm Kolle, Gustav von Bergmann, Ludwig Seitz, Franz Volhard; Max Scheler, Julius Petersen, Ernst Kantorowicz, Josef Horowitz; Max Dehn, Carl Ludwig Siegel, Walter Gerlach, Max Born, Paul Epstein, Friedrich L. Hahn, Adhémair Gelb, Franz Weidenreich; Franz Oppenheimer, Karl Mannheim, Josef Hellauer, Wilhelm Gerloff, Ludwig Albert Hahn.

Die Universität, die als Universität mittlerer Größe gegründet worden war, stellte auf Wunsch von Adickes gleich eine sehr weitblickende Erweiterungsliste auf, die auch heute z. T. noch nicht überholt ist. Adickes wünschte auch eine Erweiterung der Rechtswissenschaftlichen Fakultät zur Durchführung von Reformen. Besonders suchte er das Repetitorwesen zu unterbinden — auch darin war er ganz modern.

Aber die Universität erlitt durch den kurz aufeinanderfolgenden Tod ihrer großen Gründer — Adickes 1915, Merton 1916 — einen sehr schweren Verlust. Stadtkämmerer Dr. h. c. Klingler, der Universitätsreferent unserer Stadt, und ich haben gestern an ihren Gräbern Kränze niedergelegt. Damit wollten wir ihrer und mit ihnen zugleich aller derer gedenken, deren Hingabe, Opfer und Arbeit die Universität Frankfurt ihre Entstehung verdankt.

Bald begann sich der Krieg nachteilig auf die Finanzen der Universität auszuwirken: Man war früh zu Etatüberschreitungen gezwungen, ohne vorläufig den eigentlichen Grund dafür zu erkennen. Stiftungen

erfolgten zwar noch, aber sie standen in keinem Verhältnis mehr zu dem durch Kriegsverdienste in den betreffenden Kreisen steigenden Reichtum — vielleicht, weil allzuvielen in erster Linie Kriegsanleihe zeichneten, vielleicht weil mit der Entwicklung einer Rüstungsindustrie bereits strukturelle Veränderungen in der Frankfurter Gesellschaft erfolgt waren, und ihre neuen Mitglieder ihr Geld nicht mehr den wissenschaftlichen Instituten zukommen ließen: Vielleicht war der „Geist“ bereits ein anderer geworden.

Mit der Novemberrevolution und der Flucht des Kaisers endete die Monarchie. Die Universität sah sich — unvorbereitet — in einer neuen und sehr mißlichen Lage:

Die finanziellen Schwierigkeiten, deren sie aus eigener Kraft nicht mehr Herr werden konnte, zwangen sie zu Verhandlungen mit Preußen und Frankfurt. Sie wurden schon 1918 eingeleitet und führten letztlich 1924 zu einem glücklichen Ende. Aber in der Zeit der schleichenden Geldentwertung und der anschließenden rapiden Inflation stand die Universität mehrfach vor der Schließung.

Im Vertrag von 1924 verpflichteten sich Staat und Stadt, den „durch eigene Einnahmen und durch die Besoldungszuschüsse des Reiches nicht gedeckten, für die laufende haushaltsmäßige Unterhaltung der Universität Frankfurt a. M. notwendigen Finanzbedarf . . . je zur Hälfte“ aufzubringen.

Die größten Verdienste um die Erhaltung der Universität — ohne wesentliche Veränderung ihres Stiftungscharakters — haben die preussischen Kultusminister und die Berliner Ministerialbeamten, vor allem der Staatssekretär und spätere Minister Prof. Dr. *Carl Heinrich Becker*. Im Landtag hatten die republikanischen Parteien die Vorlage unterstützt; die Deutschnationalen (und zunächst auch die Deutsche Volkspartei) waren dagegen.

Die Stadt hatte — allerdings unter Bedingungen, von denen gleich zu sprechen sein wird — der Universität bereits 1920 einen beträchtlichen Zuschuß gezahlt.

Im Stadtparlament waren jetzt die Sozialdemokraten, die vor wenigen Jahren noch gegen die Errichtung der Universität gestimmt hatten, die stärkste Partei. Die ihrer politischen Macht entsprechende

wirtschaftliche und gesellschaftliche Stellung mußte von ihr allerdings erst noch errungen werden. Die Partei war ihrer Tradition nach sehr bildungsfreudig, sie mußte aber zweifeln, ob die Universität — eindeutig eine Gründung des besitzenden Bürgertums — der rechte Weg sei, neuen Kräften zu einer Bildung zu verhelfen, die sie um des neuen republikanischen Staatswesens willen in allen Zweigen der Verwaltung und der Wirtschaft dringend brauchte. Es schien den sozialdemokratischen Stadtverordneten angesichts des wieder aufblühenden Korporationsstudententums, bei dem „Mensuren in vollem Zuge“ seien und Couleur getragen werde („Dinge“, wie es hieß, „die die Deutschen im Ausland nur lächerlich machten“), daß man sich an der Universität „wohl nicht mehr erinnere, daß es eine Revolution in Deutschland gegeben habe“. Man wußte auch vom Fortleben antisemitischer Strömungen, die bei der Antrittsvorlesung *Sinzheimers* in Anpöbeleien deutlich genug zum Ausdruck kamen. Der rechtsradikale Kapp-Putsch mit der „Tragödie von Mechterstädt“, die, wie *Wilhelm Röpke* schreibt, die Atmosphäre der Marburger Universität noch auf Jahre hinaus vergiftete¹⁾, weckte auch in Frankfurt das Mißtrauen aller demokratischen Parteien gegen die Studentenschaft der Universität, zumal in einem studentischen Freiwilligenverband in Bonames sich anti-republikanische Kräfte zu sammeln schienen. Das damalige Mißtrauen mag nicht ganz so unberechtigt gewesen sein, denn schon bald, 1926, entstand an der Frankfurter Universität eine Studentengruppe der NSDAP!

Die konziliante, in entscheidenden Dingen jedoch feste Haltung des damaligen Rektors, des Juristen *Titze*, verfehlte ihre Wirkung auf die Stadtverordneten nicht. Der SPD-Stadtverordnete *Zimmermann* formulierte die Auffassung seiner Partei so: „Daß die Universität erhalten bleiben müsse, darüber könne es nur eine Meinung geben; sie müsse aber den neuzeitlichen Verhältnissen angepaßt werden“. Nachdem die phantastischen Vorstellungen, es müßte *jedermann ohne* die entsprechende Vorbildung studieren dürfen, als sachlich unmöglich abgetan waren, blieben die Forderungen nach einer Erweiterung der Rechte der Stadtverordneten in der Universitätsverwaltung (im Endergebnis ka-

¹⁾ Marburger Studentenjahre, in: *alma mater philippina*, WS 1963/64, S. 3

men in der Tat 4 Stadtverordnete mehr in den Großen Rat), nach einer Vertretung der Arbeiterschaft im Kuratorium und nach einem Vetorecht des Kuratoriums bei Berufungen (das schließlich doch vermieden werden konnte).

Das Ergebnis der Gesamtverhandlungen war sehr erfreulich: Es war die Errichtung einer „Akademie für Arbeiter, Angestellte und Beamte“ (der heutigen „Akademie der Arbeit“) an der Universität. Die Gewerkschaften hatten eben durch ihren Generalstreik den Kapp-Putsch zu Gunsten der Republik entschieden, sie hatten ihn aber politisch leider nicht ausgenützt. Was sie aber für die Demokratisierung der ganzen Verwaltung brauchten, waren gut ausgebildete Verwaltungskräfte. Die Universität hat diesen Plan bejaht und an seiner Verwirklichung mitgearbeitet. Die am 2. Mai 1921 eröffnete „Akademie der Arbeit“, deren erster Direktor *Eugen Rosenstock-Huussy* wurde, arbeitet heute nach der erzwungenen Unterbrechung von 1933—1947 wieder eng mit der Universität zusammen. Vor wenigen Wochen durften wir die Zusammengehörigkeit bei der Eröffnung des neuen Lehrgangs wieder bekräftigen.

Nach der Sicherung ihrer Existenz entwickelte sich die Universität außerordentlich befriedigend. In den 20er Jahren muß sie — z. T. mit hervorragenden Fachvertretern — nächst Berlin die anregendste und lebendigste deutsche Universität gewesen sein.

Ich vermeide es, hier weitere Namen von Dozenten zu nennen — wir werden den meisten bei den Entlassungen des Jahres 1933 sowieso gleich begegnen.

III.

Die so glückliche Entwicklung wurde durch den Nationalsozialismus abrupt unterbrochen. Eine Reihe rücksichtsloser Eingriffe in das Gefüge der Universität kennzeichnet den Beginn der neuen Ära:

Am 13. März 1933 wird das 1924 als ein weiteres Frankfurter Stiftungs-Forschungsinstitut begründete „Institut für Sozialforschung“, das bald internationalen Ruf gewann und von den Studenten liebevoll-ironisch „Café Marx“ genannt wurde, eben wegen seiner Neigungen zum Marxismus durchsucht und geschlossen. Der Kurator Prof.

Dr. *Riezler* wird aus seinem Amt gedrängt; der letzte frei gewählte Rektor, der Finanzwissenschaftler und Soziologe *Wilhelm Gerloff*, zur Niederlegung seines Amtes gezwungen; das politische Führerprinzip wird (übrigens niemals in einer absolut eindeutigen Weise, wie die umfangreiche Untersuchung von *Hellmut Seier* „Der Rektor als Führer“, Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Heft 2/1964, S. 105 bis 146, zeigt) auf die Hochschulen übertragen; Großer Rat und Kuratorium, die Verwaltungsorgane, werden zusammengelegt; der Einfluß der Stadt zu Ungunsten der Stifter verstärkt; der Gaupersonalamtsleiter der Partei (ab 1937) in das Kuratorium eingeschleust.

Im November wird im — entmachteten — Senat die Entlassung von Dozenten auf Grund des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ mitgeteilt. Die Liste umfaßt 55 Namen. Der Gesamtverlust ist aber weit höher. Im allgemeinen schätzt man, daß die deutschen Hochschulen durch nationalsozialistische Eingriffe 15 % ihrer Lehrer verloren haben. Bei Frankfurt beträgt er aber 36,3 %. Ein Verzeichnis der unter dem Naziregime von den westdeutschen Hochschulen verdrängten Hochschullehrer nennt folgende Namen:

Rechtswissenschaftliche Fakultät:

Ernst Cahn, Arnold Ehrhardt, Hermann Heller, Ernst Hirsch, Julius Lehmann, Max Michel, August Saenger, Hugo Sinzheimer, Karl Strupp, Ludwig Wertheimer.

Medizinische Fakultät:

Karl Altmann, Julius Baer, Georg Barkan, Ludwig Benda, Josef Berberich, Albrecht Bethe, Hans Bluntschli, Hugo Braun, Carl Cahn-Bronner, Ludwig Dreyfuss, Erich Feiler, Ernst Fischer, Oscar Gans, Edgar Goldschmidt, Franz Groedel, Wilhelm Hanauer, Franz Herrmann, Karl Herxheimer, Ernst Herz, Josef Igersheimer, Julius Kleeberg, Emmi Klieneberger, Richard Koch, Fritz Laquer, Walter Lehmann, Werner Lipschitz-Lindley, Karl Ludloff, Heinrich von Mettenheim, Ernst Metzger, Max Neiser, Walther Riese, Gerhard Schmidt, Philipp Schwartz, Isaac Simon, Walter Simon, Ernst Simonsohn, Paul Spiro, Julius Strasburger, Hans Strauss, Josef Tannenberger, Marcel Traugott, Richard Wegner, Raphael Weichbrodt, Alfred Weil.

Philosophische Fakultät:

Theodor W. Adorno, Martin Buber, Hans Cornelius, Francis Curtis,

Norbert Glatzer, Fritz Heinemann, Max Horkheimer, Rudolf Imelmann, Adolf Jensen, Ernst Kantorowicz, Ulrich Leo, Karl Mennicke, Martin Plessner, Kurt Rheindorf, Kurt Riezler, Erwin Rousselle, Walter Ruben, Guido Schönberger, Martin Sommerfeld, Wilhelm Sturmfels, Paul Tillich, Gotthold Weil, Hans Weil.

Naturwissenschaftliche Fakultät:

Julius von Braun, Samson Breuer, Max Dehn, Friedrich Dessauer, Gottfried Fraenkel, Walter Fraenkel, Friedrich Hahn, Ernst Hellinger, Erich Heymann, Cornel Lanczos, Fritz Mayer, Wilhelm Meissner, Georg Sachs, Edmund Speyer, Otto Szász, Franz Weidenreich, Max Wertheimer.

Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät:

Eugen Altschul, Alfred Barth, Ludwig Bergstraesser, Richard Botsch, Siegfried Budge, Jakob Fritz, Wilhelm Gerloff, Heinrich Grossmann, Carl Grünberg, Albert L. Hahn, Ernst Kahn, Julius Kraft, Adolf Löwe, Karl Mannheim, Ernst Michel, Fritz Neumark, Franz Oppenheimer, Friedrich Pollock, Karl Pribram, Erwin Respondek, Gottfried Salomon-Delatour, Walter Sulzbach, Ernst Vatter, Ludwig Wertheimer.

Mancher dieser verdrängten Kollegen ist wieder zurückgekommen, und wir sind glücklich darüber. Mancher hat eine neue Heimat gefunden; mancher ist gestorben.

Die Liste enthält die Namen vieler jüdischer Kollegen. Wohl ihnen, wenn sie emigrieren konnten. Blieben sie hier — und nun wird die Festrede zum Nekrolog — teilten sie das schreckliche Schicksal aller Juden unter der Nazi Herrschaft. Nichts half ihnen — keine Leistung, kein Verdienst, nicht menschliche Güte noch Edelmut und schon gar nicht die Liebe zu ihrem deutschen Vaterland und zum deutschen Volk. Im Gegenteil, gerade sie wurde zum Verhängnis. Stellvertretend für alle, die uns angehörten und umgebracht wurden, sei hier des Geheimen Medizinalrats Prof. Dr. *Karl Herxheimers*, des Mitbegründers der Universität Frankfurt, Direktors der Städtischen und Universitäts-Klinik für Haut- und Geschlechtskrankheiten von 1894—1930, gedacht. An sein Schicksal hat *Oscar Gans* (in „Der Hautarzt“, 12. Jg., 6. Heft, Juni 1961, S. 241/42) erinnert. Aus geradezu rührender Anhänglichkeit und Treue zu Frankfurt und seinen Menschen hat Karl

Herxheimer auf die Auswanderung nach der Schweiz verzichtet. Als Achtzigjähriger ist er am 27. August 1942 nach Theresienstadt abtransportiert worden.

„Was den Transport nach Theresienstadt betrifft“, zitiert Gans aus dem an ihn gerichteten Brief eines Freundes von Herxheimer, „so darf man sich keine Illusionen machen. Ein zufälliger Augenzeuge der „Verladung“ hat diesen Transport beobachtet und gesehen, wie ein roher SS-Mann der Opernsängerin Magda Spiegel einen Tritt versetzte, so daß sie hingestürzt sei und im Fallen Herxheimer mitgerissen habe. Man hat uns gesagt, daß die Wagen der Züge plombiert waren, und die alten Leute während der tagelangen Fahrt weder Essen noch Wasser erhalten hätten. Die Ankunft in Theresienstadt dürfte in den letzten Augusttagen erfolgt sein. Herxheimer starb am 6. Dezember 1942, also etwa 14 Wochen nach dem Abschub von Frankfurt. Ob die ungenügende Ernährung oder die schlechten hygienischen Verhältnisse zu dem schnellen Sterben der alten Leute beitrugen, ist nicht klargestellt, wahrscheinlich beides. Als Todesursache wurde „Lungenentzündung“ angegeben“.

Willy Hartner hat in seiner Schrift „Judentum und Abendland“, einem „Memento zum 20. Jahrestag des Deutschen Pogroms“, die Erlebnisse jenes schrecklichen 10. November 1938 beschworen, seit dem es jedem in Deutschland unübersehbar deutlich geworden sein mußte, was mit dem deutschen Judentum geschah.

„Können wir uns damit trösten“, so fragt Hartner, „daß nur ein kleiner Teil des deutschen Volkes aktiv beteiligt war an den Greuel-taten, die damals ihren eigentlichen Anfang im großen Stil nahmen und einige Jahre später zu den größten Verbrechen in der Geschichte auswuchsen? Kann uns die Tatsache beruhigen, daß man in jenen Tagen auch Unbekannte sagen hörte, sie schämten sich, Deutsche zu sein? Nein, gewiß nicht! Denn wie beschämend gering war die Zahl derer, die auch nur ein kleines Risiko zu laufen bereit waren, um einem der Verfolgten zu helfen!“

Hartner ist nicht etwa rigoros. Er weiß sehr wohl: „Heldentum ist nicht jedermanns Sache. Es vom Einzelnen zu verlangen, ist absurd“. Aber das erleichtert unser Schicksal nicht. Auch wir, die wir der NSDAP nicht angehört haben, die wir unsere Lehre und Forschung

von den unseligen Einflüssen jener Zeit freigehalten haben, die wir das Böse als solches also damals bereits erkannt hatten, tragen schwer daran, nicht unser Leben für unsere Überzeugungen eingesetzt zu haben. Nur wenige im deutschen Volk haben es getan. Ich bin zutiefst glücklich, daß einige von ihnen heute unter uns sind. An ihrem Beispiel kann uns vielleicht wieder verständlich werden, was stellvertretendes Leiden ist: Wenn einmal im Jüngsten Gericht vor Gottes Richterstuhl das deutsche Volk des Mordes am auserwählten Volke des Alten Bundes verklagt werden wird, dann wird es nur auf diese wenigen Gerechten, Confessoren und Märtyrer, hinweisen können mit bittender Gebärde.

Aber wir — und jetzt möchte ich aus der Ansprache von *Ernst Schütte* bei der Einweihungs-Feier des Franz-Oppenheimer-Zentrums an der Hebräischen Universität Jerusalem am 12. März 1964 zitieren — „Wir, die wir in Deutschland in der Verantwortung für das Gemeinwesen stehen, wollen dafür sorgen, daß uns heute und immer der Nazismus als Frage, als Sorge, als Schuld etwas angeht“¹⁾.

IV.

Die Universität aber, meine Damen und Herren, hat auch nach dem Ausscheiden der genannten Kollegen weiterleben müssen. Es gelang, die 1933/1934 drohende Schließung zu vermeiden und später sogar einige neue Institute und Seminare zu erhalten. Sie hat auch immer noch angesehene Gelehrte zu den Ihren zählen dürfen: *Karl Kleist, Bernhard de Rudder, Victor Schmieden, Georg Hohmann, Karl Reinhardt, Guido von Kaschnitz-Weinberg, Julius Schwietering, Ernst Beutler, Leo Frobenius* — um nur einige zu nennen.

Die Universität versank im Bombenhagel des zweiten Weltkrieges. Rund 67 % aller ihr gehörenden Gebäude wurden zerstört. 1945 stand sie wieder einmal vor der Schließung. 124 ihrer Lehrer waren von der amerikanischen Besatzungsmacht wegen der Zugehörigkeit zur NSDAP aus ihrem Amt entfernt worden. Man nahm an, daß die Amerikaner

¹⁾ Das Neueste von der Hebräischen Universität Jerusalem, Nr. 7, April-Mai 1964, S. 4

allenfalls eine Medizinische Akademie und eine Handelshochschule bestehen lassen würden.

Um so erstaunlicher war es, daß es in verhältnismäßig kurzer Zeit dem damaligen Oberbürgermeister Dr. *Blaum* und seinem Mitarbeiter Stadtrat Dr. *Heun* unter der Heranziehung des vom Oberbürgermeister zunächst ernannten, dann von der Professorenschaft gewählten Rektors *Hohmann* und seines Nachfolgers *Hallstein* und des „Wiederaufbauausschusses“, mit den Professoren *Seddig*, *Felix*, *Madelung*, *Gerloff*, *Gelzer*, *Sauermann*, *Beutler*, *Lauche*, *Hartner* gelang, die Erlaubnis zur Wiedereröffnung bereits am 1. Februar 1946 zu erreichen. Vieles, wenn nicht Entscheidendes, ist dabei dem früh verstorbenen amerikanischen Universitätsoffizier *Edward J. Hartsborne* zu verdanken.

Die lebendige geistige Atmosphäre der Zeit nach dem Kriege, als man trotz Hunger, Kälte und Armut noch hoffen durfte, nunmehr werde alles wirklich ganz anders werden, hat vor einigen Tagen der Journalist *Wolfgang Bartsch* in einer Frankfurter Zeitung in Gelehrtenporträts — bei einigen mit allzu spürbarer Reserve — darzustellen versucht. Mich freut es besonders, daß er dabei meinen Berliner Lehrer in der Philosophie, *Max Dessoir*, der hier noch ein Semester wirken durfte, nicht vergessen hat.

Die Universität konnte sich finanziell zunächst nur auf die Hilfe der Stadt stützen, die diesmal nicht zögerte. Diese Hilfe ist ihr ganz bestimmt nicht leicht gefallen. *Max Flesch-Thebesius* beziffert sie in seinem schönen Büchlein über die „Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main“ bis Ende 1962 allein auf 359 Millionen Mark. Allen beteiligten Stellen unserer Stadt sei hiermit unser tiefster Dank abgestattet.

1953 kam schließlich ein neuer Universitätsvertrag, der in seinen Bestimmungen an den seinerzeit mit Preußen abgeschlossenen erinnert, mit dem Land zustande. Auch Hessen hat den Stiftungscharakter dieser Universität nicht angetastet. Der Vertrag von 1953 wurde 1962 durch einen Klinikvertrag ergänzt, in dem auch die Kliniken in die finanzielle Regelung des Vertrages von 1953 im gleichen Umfange einbezogen wurden. Auch dem Land sei unser tiefempfundener Dank gesagt.

Eine ungeheure Wiederaufbauarbeit ist seit 1945 geleistet worden.

Hinsichtlich der Bauten darf ich auch auf unsere Ausstellung im Gemeinschaftsraum des Wohnheimes Bockenheimer Warte hinweisen, die wir unserem Bauamt unter Leitung von Baudirektor *Ferdinand Kramer* verdanken.

Alte Institute, wie das für Sozialforschung, sind wiedererstanden; neue und eine ganze Hochschule für Erziehung (1961) ist hinzugekommen. Viele Lehrstühle sind seit den Empfehlungen des Wissenschaftsrates neu errichtet worden.

Mehr noch bleibt zu tun. Die dringendste aller vor uns liegenden Aufgaben, die — das ist keine Phrase — über Fortentwicklung oder Rückgang der Universität entscheidet, ist der Neubau der Naturwissenschaftlichen und Medizinischen Fakultät. Der Neubau wird bei aller Eile viele Jahre dauern. Für die Zwischenzeit müssen Zwischenlösungen, nicht allein für die Medizinische, sondern auch für die Naturwissenschaftliche Fakultät gefunden werden. Wir hoffen zuversichtlich, daß unsere Finanzträger uns auch hierbei nicht im Stiche lassen werden.

Zu danken haben wir auch den im Großen Rat vertretenen Stiftern. Sie und die „Vereinigung von Freunden und Förderern“ unter Herrn Generaldirektor Dr. *Hans Walter Schmidt-Polex*, dem Ehrensensator unserer Universität, haben jederzeit eine offene Hand für uns gehabt. Ihre Hilfe, ihre Freundschaft können wir auch in Zukunft nicht missen.

Wir sind froh, daß sie im „Großen Rat“ zusammen mit den Vertretern des Landes und der Stadt mit uns zum Wohle dieser Universität, die sie mit Recht als die ihrige empfinden, arbeiten. Eine politische Partei hat rechtzeitig zum Jubiläum — aus Sorge, die Universität könnte in Zukunft angesichts großer Aufgaben der Stadt zu kurz kommen, die Übernahme der Universität durch das Land empfohlen, allerdings unter Bewahrung des Stiftungscharakters. Landesuniversität und Stiftungscharakter — offenbar doch noch immer unter Beteiligung der finanziell dann unbeteiligten Stadt — ich weiß nicht, wie sich das zusammenreimen soll. Ich weiß nur, daß der große Frankfurter Oberbürgermeister, der einerseits den Osthafen schuf, andererseits die Universität, die Universität für den schönsten Edelstein hielt, den er der Krone Frankfurts eingefügt habe. Vielleicht läßt sich doch, meine

Damen und Herren, auch das große Werk der U-Bahn vollenden, ohne daß der schönste Edelstein aus Frankfurts Krone fällt.

Ich bin am Ende meiner Rede. Ich hoffe, dem Auftrag meines Senates, einen Beitrag zum Thema „Universität und Bürgertum“ zu liefern, einigermaßen gerecht geworden zu sein. *Otto Kannegießers* Schrift las einst *ein* Mann — aber auf *den* kam es an. Meine Rede hörten viele — und auf Sie *alle*, Bürger unserer Stadt und unseres Landes, kommt es in diesem Falle an.

LITERATURANGABEN

Franz Adickes, Persönliche Erinnerungen zur Vorgeschichte der Universität Frankfurt a. M., Frankfurt a. M. 1915.

Ludwig Heilbrunn, Die Gründung der Universität Frankfurt a. M., Frankfurt a. M. 1915.

Geist und Leben im alten Frankfurt. Skizzen Frankfurter Hochschullehrer als Weihnachtsgabe für ihre Studierenden im Felde, Frankfurt a. M. 1918. Darin u. a.: *M. Möbius*, Senckenberg und seine Stiftung; *O. Schnaudigel*, Die Hochschule in Frankfurt a. M. unter Karl Theodor von Dalberg.

Richard Wachsmuth, Die Gründung der Universität Frankfurt, Frankfurt a. M. 1929.

Max Flesch-Thebesius, Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main. Überblick über ihre Entstehung, ihre Entwicklung und vorgesehenen Planungen, Frankfurt a. M. 1964.

Paul Kluke, Geschichte der Universität Frankfurt a. M., Manuskript 1964.

Hochschulführer für die Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt, hrsg. Studentenschaft der Johann Wolfgang Goethe-Universität — Allgemeiner Studentenausschuß —, (Frankfurt a. M.) 1964.

Otto Monsheimer, Student im Gründungsjahrzehnt an der Johann Wolfgang Goethe-Universität, Frankfurt a. M. (1964).

Hans-Heinz Eulner, Die Entwicklung der Medizinischen Fakultät der Universität Frankfurt a. M., Sonderdruck aus „Das Gesundheitswesen in Hessen“, Trautheim über Darmstadt und Mainz am Rhein (1962).

Hans-Heinz Eulner, Johann Christian Senckenberg (1707—1772) und sein Werk, Hessisches Ärzteblatt, 22. Jg. Heft 3, März 1961; Frankfurt a. M. (1961).

Hans-Heinz Eulner, Senckenbergs Stiftung — ein Denkmal der Medizin des 18. Jahrhunderts, Münchener Medizinische Wochenschrift, 105. Jg. 1963, Nr. 27, S. 1361—1369.

Heinrich Satter, Paul Ehrlich, Begründer der Chemotherapie. Leben — Werk — Vermächtnis, 2., ergänzte Aufl., München 1963.